

Erzgebirgische Heimatblätter



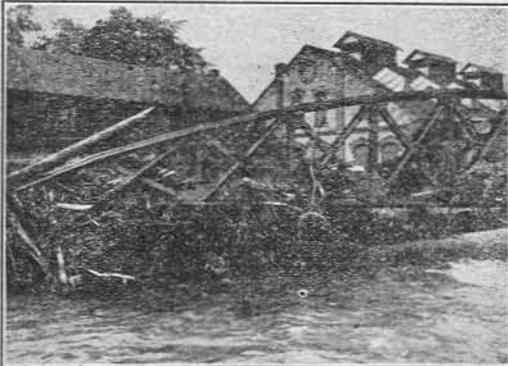
Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 28. — Sonntag, den 12. Juli 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i.Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Hochwasser-Katastrophe im Schwarzwasser-Tal

am Montag, den 6. Juli 1931 — Illustrationen zu unserem D.-Z.-Bericht in dieser Woche.



Oben: Die zerstörte Eisenbahn-Brücke in Erla.
Unten: Der verwüstete Bahnhof Erla.



Holzbarrikade am Sägewerk Graf bei Schwarzenberg. Bahngleis zwischen Antons- und Breitenbrunn.



Johanngeorgenstadt
St. Georg- und Paul-
Haus.



Wassermassen beim
Fuhweg nach Johann-
georgenstadt.



Oben: Ueberflutete Brücke bei Bad Offenstein.
Unten: Ueberflutete Wiese zwischen Schützenhaus
und Diagonal-Strasse in Schwarzenberg.

Siehe und weitere Bilder siehe nächste und letzte Seite dieses Heimatblattes

Von der Hochwasser-Katastrophe im Schwarzwasser-Tal

bringen wir heute eine Anzahl Bilder und Illustrationen zu unseren ausführlichen Berichten in den Ausgaben unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ der letzten Woche. Diese veranschaulichen so recht die furchtbare Katastrophe, die sich am Abend des 6. Juli 1931 in unserem südwestlichen Erzgebirge ereignet hat und die viele unsere erzgebirgischen Landsleute über Nacht an den Bettelstab gebracht hat. Es ist gewiß als Glück im Unglück zu betrachten, daß das Unwetter noch am zeitigen Abend einsetzte. Wären die Bewohner in der Nacht von den Fluten überrascht worden, so hätten wir wohl neben dem mit seinem Töchterlein ertrunkenen Arbeiter Hänel aus Jugel noch mehr Todesopfer zu beklagen. Das einst so blühende Schwarzwassertal ist einer Steinwüste gleich gemacht und es wird eine lange Zeit vergehen, bis der Schaden, den man auf zirka 15 Millionen Mark schätzt, auch nur annähernd behoben wird. Die Bahnstrecke zwischen Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt muß auch als vollkommen vernichtet angesehen werden. Unsere Bilder illustrieren dies ja unter anderem sehr gut, wie verheerend die Fluten am Bahnkörper gearbeitet haben. Die Ortschaften an der Grenze sind ein einziger Trümmerhaufen geworden. Das Schwarzwasser hat sich selbst ein neues Flussbett gegraben, sodaß die ganze Landschaft heute ein anderes Bild bekommen hat. Die Straße ist stellenweise nicht wiederzufinden. Das Unwetter, welches am tausend



Oben: Angeschwemmte Waschkessel zc. bei Erla.
Unten: Weggespülte Straße am Sauerstoffwerk.

Meter hohen Rammelsberg bei dem Kranichsee niederging, hat seine Fluten nicht nur nach der sächsischen Seite ergossen, sondern die Wetterwolke hat sich am Berg geteilt und vernichtete auch einen großen Teil des böhmischen Landes in der Nähe der so viel besungenen „Drachschänke“. Auch dort finden wir heute eine öde Steinwüste. Wald und Feld sind in gleicher Weise vernichtet und der Schaden ist unermeßlich groß. Die Schwarzwasser-Katastrophe muß als ein zweites Gottleuba angesehen werden. Schwer leidet unsere sächsische Heimat unter solch furchtbaren Katastrophen, die der Herrgott zum wiederholten Male sendet, nicht zuletzt als ein Zeichen seiner Stärke, an der wir unsere menschliche Ohnmacht erkennen sollen. Die Stunden solcher Not haben manchen Menschen aus tiefster Not wieder beten gelehrt und sollten unser ganzes Volk wieder zur Besinnung bringen. Mit unserer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren! Mögen wir aus solchem Unglück unsere Lehren ziehen und inneren Segen auch aus dem Unheil gewinnen. Dann sind selbst die hier gebrachten schweren Opfer an Gut und Blut für die Menschheit nicht vergebens gewesen, so sehr die Not auch jetzt auf unserem schwergeprüften erzgebirgischen Heimatland lastet. Doch zugleich ist es uns zur bitteren Erkenntnis geworden, daß wir unseren Landsleuten unbedingt zu Hilfe kommen müssen, denn ein jeder im Katastrophengebiet hat schweren Schaden erlitten.

Die Erzgrube „Herkules-Frisch-Blück“ am Fürstenberg bei Schwarzenberg.

Von Horst Henschel-Schwarzenberg.

Geht man von Schwarzenberg das malerische Tal des Oswaldbaches aufwärts, so kommt man nach einer dreiviertel Stunde in ein Gelände, das sowohl in historischer Hinsicht wie in geologischer und bergbaulicher Beziehung recht interessant ist, in ein Gebiet, das in Bezug auf sein Erzvorkommen und seinen eigenartigen geologischen Bau zu den interessantesten des Erzgebirges gehört. „In dem Dreieck Grünstädtel—Langenberg—Fürstenberg befanden sich in früheren Zeiten eine Menge Gruben, die fast alles lieferten, was im Erzgebirge nur vorkommen kann: Rot- und Brauneisenstein, die verschiedensten Kobalt- und Manganerze, Wismut gediegen und in Verbindungen, gediegenes Silber und Silbererze, Arsenkies, Kupferkies, Zinkblende, Magnetkies, Bleiglanz usw., dazu wunderbare Kristalle von Flußspat, Kalkspat, Quarz, auch Prasem, Helvin, Scheelit und andere Seltenheiten.“

Denn hier breitet sich nicht nur der eigenartige Quarzbrockenfels aus, sondern es sehen auch eine Menge ausgedehnter Gänge der Wismut-Kobalt-Silbererz-Formation in Glimmerschiefer auf, auf denen noch vor der Entdeckung des Freiburger Silbers Bergbau auf Silber betrieben wurde. Außerdem sind im Gestein mehrere Lager der kiesig-blendigen Bleierz-Formation eingeschaltet.“ (Dr. K. Knopf). „Zu diesen gehören das bereits erwähnte „Frisch-Blück“ und das „Herkules“-Lager. Die Untersuchung im Tiefbau hat ergeben, daß noch mehr solche Erzlager den Fürstenberg mit gleichbleibendem Streichen in der Richtung West-Nord-West und mit gleichem Einfallen unter 30 Grad durchziehen. Die Entwässerung wurde beim Abbau durch Stollen erreicht, welche das Wasser in den nahe gelegenen Oswaldbach ableiteten.“

Die Lager bestehen z. T. aus Marmor in Verbindung mit Pyrogen- und Aktinolithgesteinen. In abbauwürdiger Menge brechen Kupferkies und Zinkblende, seltener Eisenkies, Magnetkies, Arsenkies und Bleiglanz ein.

Der Kupferkies wurde an die Hütten von Haide, Löbnitz, Geier und Beiersfeld zwecks Herstellung von Schwefelsäure und Nitriolen geliefert. Hierbei wurde auch Ausbeute an Silber erzielt, das nebenher gediegen, und zwar haar- und drahtförmig, auftritt. Im Jahre 1867 wurden etwa 400 Zentner Zinkblende an Hüttenwerke in Oberschlesien abgegeben.

Der schneeweiße Fürstenberger Marmor, der hier und da parallele Lagen von Glimmer und Chlorit einschließt, gilt seit alter Zeit auf Grund der chemischen Zusammensetzung als außerordentlich rein. Seine Förderung fand am Gehänge des Fürstenberges in alten Tagebauten statt. Seine Verwendung zu Bildhauerarbeiten, u. a. zu Grabsteinen, ist bekannt. In neuerer Zeit war man dazu übergegangen, das Material zur Verwendung für Kunststeine (Terrazzo), als Mauerputzmasse, als Futterkalk und Düngemittel abzugeben. Innerhalb der Jahre 1884 und 1892 ging der Bau des Marmorstollens durch das Marmorwerk Fürstenberg vor sich.“ (Dr. K. Schreiter.)

Als während des Weltkrieges das Bergwerk zum Erliegen kam und danach der Betrieb völlig eingestellt wurde, bestand die Gefahr, daß mit diesem Bergwerk der letzte Zeuge bergmännischer Arbeit in unserer Gegend dahinging. Dem Gemeindeverband „Erzgebirgsverkehr“ gebührt das hohe Verdienst, diesen Zeugen gerettet und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Der genannte Verkehrsverein kaufte die Grube an, baute sie aus, verfäh sie mit elektrischer Beleuchtung und zeigt sie heute den Fremden und Kindern, die wohl viel vom Erzgebirge und seinem Bergbau gehört haben, doch nirgends im Erzgebirge Gelegenheit haben, ein Bergwerk — oder besser eine Bergwerksanlage — in Augenschein zu nehmen.

Nooch'n Feierabend



's Gebaat.

In dr ganzn Jmgengd war dor alte Schr. Lu, Gott hone fastig, als e wihigs un huhtuets Luder bekannt. Ka Mensch war sicher vor sen Spott.

Da war ins Dorf e neier Schandarm kumme. Dar höret nu aa viel vun men Lu, hotn oder noch net ze saah kriecht. „Denn kenne mer schie ohalsn“ mahnet dor Wirt vun Gasthus, mit dan dor Schandarm driebler geredt hot. „Kumme Se ner nächstn Sunntich virmittich emol rauf.“ Un als mei Lu emol eifehret, saht dor Wirt zu ne: „Lu, am Sunntich virmittich faste bei mir in dor Kich emol ne Ufn vorschmiern, dar raacht e su.“ Un su wursch aa gemacht. Am Sunntich virmittich kam mei Lu mit sen Vaamtopp agerickt un fing nun a. Wie or über dor schenstn Arwit war, kam doch aa mei Schandarm. Dor Lu kriechet en machtign Schraack. Domols war doch Sunntichs während dor Kirch 's Arwit'n streng verbutn, un de Schandarm un Pölezdiener warn do dorhinnerhar, wie dr Teifl of der Seel.

„Ach, Sie sind wohl der Herr Schr., aber wissen Sie denn nicht, daß Sonntagsarbeit streng verboten ist? Wären Sie doch lieber in die Kirche gegangen und hätten gebetet.“

„Ach, Harr Schandarm“, saht dr Lu, als or siech vun sen Schraack erhult hot, „iech ho ne ganzn Virmittich gebat.“

„So, was haben Sie denn da gebetet?“

„O lieber Gott, wenn ner kaa Schandarm käm!“

Ne Baumann-Lob sei Aergert

Von E. Berthold, Rgsw.

Dr Aergert hält doch nu ewig net auf. Manichmol hot mr schie a Grund drzu, sich ze ärgern, dos sahne a de gebild'tn Leit öftr ämol ei. Obr 's gibt Klangblick, wu mr siech ieber Sachn ärgert, die sich hinnerhar als ganz annersch rausstelln un wu mr sich nochr dodriebler ärgert, doß mr sich iber äh sette Sach geärgert hot.

Su gings ah neilich ne Baumann-Lob. Gobs doch do ämol an änn Stammtisch de Red von Baue un ah drvu, doß äsu ne Gesellschaft alle 161 Minutn äh Eigenheim baue ließ. 's war ah ieberol ageschlohn. Off ämol padet obr ne Lob de Wut. Mr hauet hie offn Tisch un bläket: „Nu ho iechs obr soot mit dar ihing Zeit! Mr is wuhl noch net genung besch. . . . wurn? Togtäglich laafn Leit rim in de Heifr mit teiern nischtaagetn Zeig un alrhand Kram un ihe gibbts gar noch äsu ne Gesellschaft, die in drei Stundn a Haus baue will? Soogt mr nar ämol, dos missn doch Pappheisse sei zen Zesammlegn! Aesu äh Haus möcht iech ämol sahe. Mir kah mr äsuwos net weismachn. Friehar hot mr bal äh Bärtelgahr un noch länger an enn Heiß gebaut un ihe wolln se net ganz drei Stundn drzu brauchn? Na, na . . .“

Die Aufklärung, die dr Lob dodrauf krieget, hot sehr lang gedauert; denn de Gäst mußt'n siech arschit vun dann vielen Lachn äwing drhuln. Un nochert — satt'r'sch, ihe kimmts — nochert hot sich dr Baumann-Lob geärgert, doß ar sich iebr dos fixe Baue geärgert hatt. Mr soll sich abn de Sach ersicht richtig aguckn, eh mr sich driebler ärgert.

De Morg'nriet. ¹⁾

(Nachdruck verboten.)

(Bereits in einem Teil der letzten Nr. der „E. J.“ veröffentlicht.)

Dr Log bricht aa. Un Himmel stiecht
in haller Blut de Moringriet.
Wie Feier hinnern Barg avür
lecht't se ins Tol — aah rei zu mir.
Ich stieh in Licht, dar Nacht entrisfen;
du neier Log, diech darf iech griffen!

Aus Wolkenschleiern, feierrut,
senkt nieder siech die Himmelsglut.
De Bargwand brinnt. In Haus un Huf
steigt 's Licht uhm rei — su Stuf um Stuf.
De Mauern fange aa ze bluten,
dos quillt — a Strom aus tausend Fluten.

Dr Rächrturm dort flammt auf in Blut,
un Grob un Kreiz — in stiller Hut —
die harr'n dann gruß'n Log entgehn,
büd'n nieder siech zum Moringsehn. ²⁾
Wie Priester stieh' de Trauerweiden
voll Himmelsgold aus alt'n Zeiten.

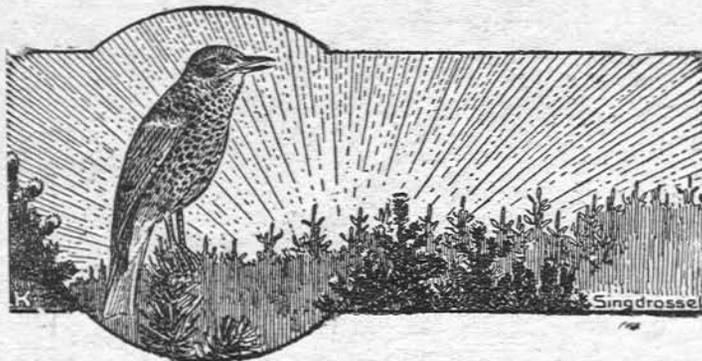
Bald guckt dar lichte Morg'nrut-Schei
am Torhaus uhm zum Fenster nei,
bret't siech en'n Kindl off dar Wieg:
„Komm Engela, komm rauf un flieg!“ —
Dos lächelt, tut von Christkind traame
un schüttelt all die golding Baame. ³⁾

A Wanderbursch, ganz zeitig schie,
schret't ⁴⁾ übern Grenzweg drüberhie.
Dar Wolkenglanz macht licht sen Steig,
'r zaubert Laam nei ins Gezweig. — —
De Jackeln, die an Himmel brinne,
se zünd'n aah in Harzen drinne.

Noch still liegt's Schloß. Durch Mauern kalt
stiecht 's Licht siech nei zum Gitterspalt.
Dort greift ne matte, walke Hand
ins halle Flackl an dr Wand. — —
Wie lang noch, bis dar Hoffnungschimner?
die Kerkeracht vertreibt für immer?

Lang — lang stiecht noch dar goldne Buhng, ⁵⁾
bis alle Schatt'n sei verfuhn,
bis jung dar Log tritt in de Walt.
von Fraad, von Licht un Sunn d'rhallt. —
Seid früh, ihr Leit, wenn ihr'n könnt griff'n.
Wie oft noch? — Ach, war will dos wiss'n!
Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Die Morgenröte; ²⁾ Morgenfegen; ³⁾ goldnen Bäume; ⁴⁾ schreit; ⁵⁾ Bogen.



Die Hochwasser-Katastrophe im Schwarzwasser-Tal



Links oben:

Unter-Jugel b. Johanngeorgenstadt, wo der Wolkenbruch niederging.



Links unten:

Sinter der Farbmühle bei Johanngeorgenstadt.

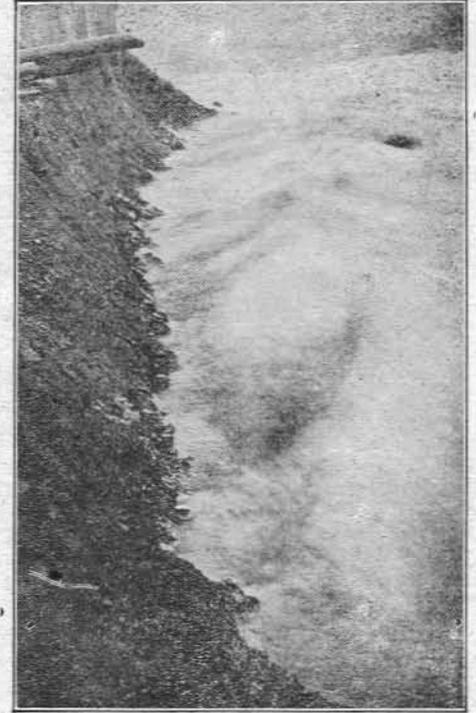
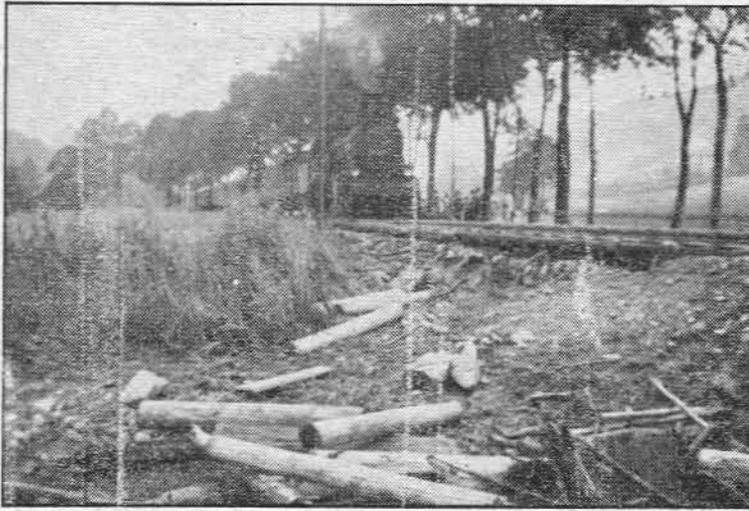


Bild rechts:

Am Bahnhof Johanngeorgenstadt. — Das Wasser tobt wie ein wildes Meer.



Auch an dieser Stelle veröffentlichten wir noch einmal, der Vollständigkeit halber, die Aufnahmen, die wir dieser Tage von der furchtbaren Unwetterkatastrophe im Schwarzwasserthal als erste Zeitungsbilder des Erzgebirges gebracht haben. Dieselben zeigen erneut den vom Unwetter überraschten Eisenbahzug, dessen Wiedereingangsbrücke, u. zwar wegen Unterspülung der Bahndämme, außerordentliche Schwierigkeiten bereitete. Das zweite der Bilder führt die Verwüstungen am Bahnhof des besonders heimgesuchten Erla vor, während wir auf dem drit-



wasser im Jahre 1897 bei weitem übertraf. — Weitere Bilder der Hochwasserkatastrophe siehe 1. und 2. Seite der „E. S.“.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 28. — Sonntag, den 12. Juli 1931.

Die Schönheiten der Schweiz

Reisestudien in Wort und Bild von Siegfried Seidel.

Für uns Deutsche, die wir in dem letzten Dezennium so viel Schweres erlebt haben, die wir seit dem Krieg aus den Aufregungen und Sorgen nicht mehr herausgekommen sind, die wir im eigenen Vaterland so schwerer Unterdrückung und Knechtschaft unter fremder Willkür ausgezehrt sind, ist die Schweiz an der Südwestgrenze unseres Vaterlandes wie ein stilles Eiland ewigen Friedens, dem unsere Sehnsucht von jeher gilt. Schon immer war der Zug der Deutschen nach der Schweiz — es war das Land unserer Sehnsucht. In der Tat scheint es auch, als ob Gott Vater selbst das Schweizer Land mit seinen wolkenhohen Bergen und Schneegipfeln, auf denen ewiges Schweigen und fromme Andacht wohnen, in seinen besonderen Schutz genommen hätte. Das Land — von Natur aus für die Kriegsführung ungeeignet — hat die Segnungen langer Friedenszeiten erfahren. In ihm wohnen Deutsche, Franzosen und Italiener, also Nationalitäten, die sich während des Weltkrieges in unglückseliger Weise befehdet haben, friedfertig beieinander, ein schönes Beispiel den anderen Völkern Europas gebend, die sich — Gott sei's geklagt — noch heute nicht zusammenfinden können. Dieses freundschaftliche Verhältnis der Schweizer untereinander prägt sich aber auch in der Freundlichkeit aus, die man dem Fremden, dem Gast, bezeugt. Wir sind — sobald wir den Schweizer Boden betreten — auf neutralem Boden und fühlen das auf Schritt und Tritt. Deshalb hat man in der Schweiz auch gar nicht das Gefühl in der Fremde zu sein. Man wird mit der Bevölkerung schnell warm, bekommt Fühlung und gewinnt Freundschaften, schier wie im eigenen Vaterland.

Und wenn man behauptet, wir Deutschen hätten überall in der Welt nach dem Krieg an Ansehen verloren, — hier in der Schweiz spürt man bestimmt nichts davon. Im Gegenteil, der Schweizer hat tiefes Mitempfinden für die deutsche Notlage und überall bedauert man das deutsche Mißgeschick. Wohin man auch kommt, überall erfährt man es mit tiefem Beklagen: Die Deutschen bleiben aus! Sie bildeten ja immer den wichtigsten Prozentfuß des Fremdenbesuches in der Schweiz. Nun ist das auf einmal ganz anders geworden. Überall wird das Ausbleiben der Deutschen bedauert. Jenseits der sächsischen Grenze

verspürt man es: in Marienbad und Karlsbad; im In- und Ausland hat sich der Wandertrieb der Deutschen eben Schranken auferlegen müssen. Es geht nicht mehr, die Mittel fehlen, wir Deutschen sind arm geworden. Aber nicht wahr, wenn wir jemandem in der Fremde unsere Sympathie erhalten wollen, dann soll es gegenüber der Schweiz sein, die während des Krieges ihre Neutralität — es muß hier ruhig einmal gesagt werden — auch unter schweren eigenen Opfern erhalten hat, die sich auch nach dem Krieg und noch heute bemüht, durch allerhand Hilfsaktionen zc. ihre Freundschaft zu bezeugen. Deshalb kommen auch wir an dieser Stelle gern dem Wunsche nach, unsere Leserschaft in Wort und Bild einmal ein wenig bekannt zu machen mit der schönen Schweiz, mit dem Land der Romantik und der Erhabenheit einer Bergnatur, wie wir sie anderswo kaum wieder vorfinden werden. Das Reisen in der Schweiz ist eine Freude, und zwar nicht nur deshalb, weil eben der Anblick der abwechselnden herrlichen Naturbilder so viel bietet, sondern weil in der Schweiz überall die Elektrifizierung der Eisenbahn durchgeführt worden ist, ein Vorteil, den man sofort empfindet, wenn man auf den Schienen in leichtbeschwingtem schönen Ausfichtswagen durch Schweizer Land fährt, ohne durch Ruß und Staub der Lokomotiven belästigt zu werden. Überall herrscht eine vorbildliche Sauberkeit und auch nach der längsten Reise fühlt sich der Fahrgast vollkommen frisch und in keiner Weise angespannt. Dazu entwickelt die Schweizer Bahn eine Geschwindigkeit auch im schwierigsten Gelände, die von anderer Seite auch nicht annähernd erreicht wird.

Wer durch die Schweiz reist, vertraue sich — auch wenn er sonst kein Freund von langen Bahnfahrten ist — ruhig der Schweizer Bundesbahn an. Durch sie erhält man auch die beliebten Rundreisehefte, die je nach Wunsch zusammengestellt werden und durch die man eine wesentliche Verbilligung des Fahrgeldes erzielt. Die Fahrpreise in der Schweiz sind ganz bedeutend billiger als bei uns in Deutschland. Die Schweiz ist ja frei von allen Tributlasten. Alle verfügbaren Mittel kommen deshalb dem Lande zu Gute. So finden wir bei niedrigstem Preis einen Ausbau aller Einrichtungen auch in technischer Beziehung. Die

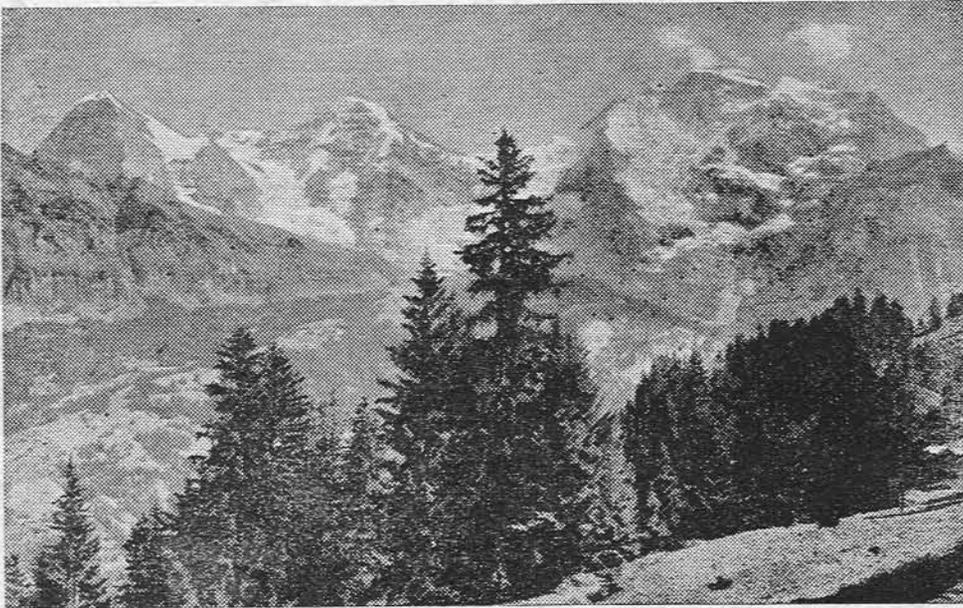


Bern.

Quertäler der Alpenwelt sind durch lange Tunnels verbunden. Fast geräuschlos braust der Zug dahin. Auch im Tunnel empfindet man es als eine Wohltat, von jeglicher Rauchentwicklung verschont zu bleiben. Eine dampfende Lokomotive ist in der Schweiz eine Seltenheit. Diese alten großen — ihrerzeit durchaus modernen Lokomotiven — sind längst verkauft. Die meisten wurden nach Rumänien gebracht, wo sie noch heute gute Dienste verrichten. In der Schweiz findet man höchstens zum Rangieren hin und wieder eine kleine Dampflokomotive. Sonst ist deren Bild ganz aus dem Bahnbetrieb verschwunden. Die Bahnbeamten sind höflich und hilfsbereit. Sie helfen dem Reisenden das Gepäck verstauen und lesen dem Fahrgast jeden Wunsch von den Augen ab. Man fühlt es, der Schweizer Beamte weiß, daß er für das Publikum da ist und nicht umgekehrt. Es sind dies allerhand kleine Beobachtungen, die man während der Fahrt macht und die doch dazu beitragen, den Aufenthalt und das Reisen in der Schweiz so angenehm zu machen. Man stellt Vergleiche an und findet vieles gerade auch für Deutschland direkt vorbildlich. Das



Schweizerhof in Beatenberg (Fliegeraufnahme).



Eiger, Mönch und Jungfrau von Grüttschalp.

soll durchaus keine Kritik an unseren deutschen Verhältnissen sein, aber es soll uns doch lehren, manches auch bei uns wieder besser zu machen, wenn schon natürlich bei uns die Wirtschaftsbedingungen nicht so günstig sind wie in der Schweiz.

Die tausend Schönheiten der Schweiz in Wort und Bild hier aufzuführen, würde gewiß zu weit führen, aber wir wollen doch versuchen, einige besonders schöne Städte und Ortschaften und vor allem das Schweizer Bergland selbst ein wenig kennenzulernen. — Beginnen wir mit der reizvollen, auf fruchtbarer Hochebene zwischen dem Jura und den Alpen gelegenen Bundesstadt selbst, mit dem schönen

Bern,

das auch in der Geschichte von Sage und Romantik umwoben ist. Bern liegt an der Grenze des deutschen und französischen Sprachgebietes, ist ein hervorragender Eisenbahnknotenpunkt und das natürliche Eingangstor ins Berner Oberland. Von allen größeren Städten der Schweiz weist die Bundesstadt am meisten schweizerisches Wesen auf und bietet dem

Fremden ein Städtebild von ganz besonderer Eigenart. Auf drei Seiten vom blauen Gürtel der Aare umschlungen, thront der geschlossene Häuserkern der Altstadt wie eine mächtige Burganlage auf einer Halbinsel des Stromes. Kraftvoll und stolz erheben sich die Häuserreihen beiderseits der ungewöhnlich langen Straßenzüge und scheinen mit ihren massiven Strebepfeilern, welche wuchtige Lauben tragen, für eine Ewigkeit erbaut zu sein. Diese vollstümlichen, fast die ganze Altstadt durchlaufenden Lauben sind ein besonderes Merkmal des alten Bern; ebenso die prächtige Brunnenkette mit ihrem teils allegorischen, teils kriegerischen Figureschmuck, wie Armbrustschützen, Läufer und bannertragende Reifige im mittelalterlichen Kriegsschmuck. Täglich um 12 Uhr mittags vermag die märchenhafte Kalenderuhr und das Glockenspiel des behäbigen Zeitglockenturms zahlreiche Bewunderer anzulocken. Traditionell stutet der Hauptverkehr der Fußgänger durch die Lauben, wo sich Schaufenster an Schaufenster reiht. (Fortsetzung folgt.)



Deutsches Kaufmanns-Erholungsheim Schweizerhof in Beatenberg (Ferienheim für Handel und Industrie Wiesbaden).

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).
(10. Fortsetzung.)

Treutler mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn der tälische Zeidler nun gerade vor der Tür saß, wie der das des öfteren machte, dann waren sie vor einer „Anlapperei“, wie sie es im Dorfe nannten, nicht sicher. Doch wie sollte er die Sache vor dem Fremden bemänteln? Aber vielleicht hatten sie Glück und begegneten niemand.

Gerade überquerten sie die Wiese vor Zeidlers Hause, da trat Zeidler wie gerufen aus der Haustür. Er hatte ja auch schon die ganze Zeit über hinter dem Guckloch gelauert. Was hatte der reiche Treutler hier oben mit dem Fremden zu suchen?

Wer ihn seit dem Tode seiner Frau nicht mehr gesehen hatte, der würde ihn jetzt beim ersten Anblick nicht wiedererkannt haben. Auf einem vornüber geneigten, schlöttrig hageren Leibe saß ein knochiger Schädel mit scharf hervorspringender Nase; tiefe Runen gruben sich um den Mund. Es machte den Eindruck, als passe das zusammengeschrumpfte Gesicht nicht mehr recht in das schlaff gewordene Hautgewand. Dadurch kam etwas leicht Lächerliches in die im ganzen sonderliche Gestalt. Aber der belustigende Eindruck schwand sofort, wenn man in des Mannes Augen blickte, die unter buschigen Brauen tief eingesunken waren. Dort lauerte ein heimtückischer Haß.

Als Zimmermeister Treutler mit dem Professor vorübergehen wollte, trat Zeidler ihnen breitbeinig in den Weg.

„Das ist mei Grundstück; dadrüber darf keiner nich gehn“, fuhr er die beiden Männer grob an.

„Aber Zeidler, machen Sie doch keine Geschichten! Der Herr Professor möchte eben gern hier hinunter nach dem Dorfe. Früher haben Sie es doch immer erlaubt“, suchte Treutler den Unwirschen zu begütigen, nachgiebiger, als er es sonst zu sein pflegte.

„Aber ich will nun einmal nicht! Dreht um! Geht zurück, wo ihr hergekommen seid!“ beharrte Zeidler hartnäckig und musterte den Fremden in einer diesen peinlich berührenden Weise.

„Bitte, Herr Treutler, dann kehren wir selbstverständlich um. Ich möchte dem guten Manne keine Verdrießlichkeiten bereiten“, lenkte der Professor ein. Von einer so unverträglichen Seite hatte er die Gebirgsbewohner bisher noch nicht kennengelernt.

Es blieb den beiden Herren tatsächlich nichts weiter übrig, als den weiteren Weg, den sie heraufgestiegen waren, wieder einzuschlagen. Jetzt erst bemerkte auch Treutler eine Tafel, die am Ende der betretenen Wiese warnte: „Das Betreten des Grundstückes ist streng verboten! Der Besitzer!“

Der Professor verhielt einen Augenblick seinen Schritt. „Sagen Sie mir, lieber Herr Treutler, was ist das für ein sonderbarer Kauz, dieser Zeidler?“

Der Zimmermeister war wütend. Nun hatte ihm dieser verrückte Kerl doch in seinen Plan gepusht. Er kraute sich verlegen hinterm Ohr und brummte:

„Na ja, der Zeidler ist seit dem Tode seiner Frau eben nicht mehr ganz richtig im Oberstübel. Mit keinem Menschen verkehrt er, ist hier hinaufgezogen in die kleine Klitsche. Früher

hatte er unten neben dem Kretscham ein ganz hübsches Gütel. Jetzt haust er wie ein alter Uhu hier in dem Loch.“

Ein verächtlicher Zug umspielte des Sprechers Mund.

„Und in der Nachbarschaft soll mein Haus stehen?“ Der Professor war stark enttäuscht. „Da möchte ich doch trotz der schönen Lage lieber einen anderen Bauplatz wählen. Sie werden das verstehen, Herr Treutler.“

Natürlich verstand Treutler das nur zu gut. Aber im stillen ärgerte er sich grün und blau. Solange der tälische Zeidler dort oben hauste, würde er seinen Bauplatz überhaupt nicht los.

Robert Zeidler sah den beiden Abgewiesenen befriedigt nach. Er hatte den Menschen wieder einmal gezeigt, daß er mit ihnen nichts zu tun haben mochte. Er wußte längst, daß man ihn für übergeschnappt hielt.

Was ahnten denn diese da unten von seinem Leben! Ihm war vor acht Jahren alles zerschlagen worden. Er kam nicht über den Tod seines Weibes hinweg und darüber, daß seine Mutter doch recht behalten hatte. Oh, wie sie sich gerächt hatte, die Mutter!

Schleppenden Schrittes trat er in sein Haus zurück.

In der Küche hantierte seine Schwägermutter. Er liebte sie nicht, verachtete ihre winselige Sprache und konnte ihrer doch nicht entraten, weil er ihre Hilfe für den Haushalt brauchte und für Anneten, seine Ahtjähriige.



Annet, das Kind.

Da lief ihm das Kind gerade über den Weg. Er beachtete es kaum, sah gar nicht, wie sehr es zu ihm emporschauete und dann wie ein Wiesel in der Küche verschwand.

War dieses Wesen nicht mit schuld an seines Weibes Tod?

Konnte es damals nicht sterben und der Mutter das Leben lassen? Er brachte es nicht über sich, dem Kinde ein zärtliches Wort zu sagen, ihm einmal über das Braunhaar zu streicheln. Mochte das die Großmutter besorgen, ihm war es gleich.

Als er in die Stube trat, sah er einen Brief auf dem Tisch liegen. Dieser Brief mußte angekommen sein, als er am Nachmittag nach Holz war. Wer sollte an ihn schreiben? Aha, aus Schreiberhau. Dort war seit Wochen der Robert in der Lehre bei einem Stellmacher. Richtig, der wollte ihm einmal schreiben, wie er sich anstellte.

Der Robert! Eine Blutwelle schoß dem Bauern ins Gesicht. Der Hauptschuldige! Der hatte seine Mutter zu Fall gebracht. Er konnte ihn nicht sehen, hatte ihn damals bald nach der unseligen Nacht zu einem Verwandten seiner Frau nach Herischdorf geschickt. Dort war er in die Schule gegangen und nun nach Schreiberhau in die Lehre gekommen.

Die paar Tage, die der Sohn zu Hause gewohnt, hatten Vater und Sohn nicht nähergebracht. Der Vater kam nicht darüber hinweg, daß Robert das als den Kinderball in die Stube geworfen hatte, und der Sohn fürchtete den Mann, der ihn vor Jahren halb tot geprügelt und seitdem kein freundliches Wort mehr an ihn gerichtet hatte.

Auch die lobenden Worte des Schreiberhauer Stellmachermeisters, der mit Roberts Fleiß und Anstelligkeit sehr zufrieden war, machten keinen Eindruck auf den Vater. Mit einem verächtlichen Blick warf er das Schreiben in den Tischkasten. Das Wichtigste war ihm, daß Robert bis auf weiteres untergebracht war. Was sonst aus ihm wurde, war ihm gleich.

Am wohlsten war ihm, wenn er keinem Menschen begegnete. Das Vieh war ihm lieber. So ging er auch jetzt in den Stall zu seinen Kühen, die gemütlich vor sich hinbrummend oder wiederkäuend auf dem Stroh lagen.

„Na, Scheide, steh' uff!“ Dabei klatschte er der einen Kuh freundschaftlich auf den wohlgenährten Hinterschensel.

Das Tier erhob sich schwerfällig, stieß ein verständnisvolles Muehen aus und drehte sich nach dem Bauern um, ihn mit großen Augen anstarrend. Die anderen vier Kühe folgten von selbst dem Beispiel ihrer Stallgenossin. Als eine von ihnen ein dumpfes Gebrüll ausstieß, fielen die anderen zustimmend ein, so daß es in dem mächtig hohen Raume dröhnend widerhallte.

Da ging in den Zügen des Bauern eine seltsame Veränderung vor. Alle Starrheit und Verbissenheit wich; ein warmer Schein blinkte in seinem Auge, ein leises Lächeln milderte die strengen Linien seines Mundes.

Von Tier zu Tier trat er, gab der einen Kuh einen leichten Klaps auf den Rücken, kraute jener fast zärtlich hinter dem Ohr, sprach mit ihnen wie mit guten Freunden.

Ja, die Bauern im Dorfe unten hatten wohl recht, wenn sie meinten, der Robert Zeidler sei im Oberstübel nicht mehr ganz richtig. Und dabei war er doch ein Mann in den besten Jahren.

Elftes Kapitel.

Der Bauer hat mit Gott und der Welt abgeschlossen.

Pfarrer Klemm stieg bedächtig den Abhang empor, auf dessen Wiesenbreite das Zeidleranwesen lag. Immer wieder überdachte er, wie er wohl am besten an den seltsamen Menschen herankommen könnte, der dort oben so ganz abseits, so völlig anders als alle übrigen Dorfbewohner hauste.

Bis jetzt hatte er vergeblich bei ihm anzuklopfen versucht, hatte seit jenem trüben Begräbnis vor acht Jahren keine Fühlung mehr mit dem Bauern bekommen, hatte die kleine Anna ohne des Vaters Beisein damals getauft, als die Schwiegermutter das mutterlose Kind zum Taufstein brachte.

So etwas war ihm in seiner langjährigen Amtstätigkeit noch nicht begegnet. Im allgemeinen äußerten diese einfachen Gebirgsmenschen bei einem Todesfall in der Familie anfangs zwar einen lebhaften Schmerz, dann aber überwandten sie bei dem täglichen Schaffen um das liebe Brot zumeist bald die Trauer.

Dieser Robert Zeidler schien nun einmal über den Tod seiner Frau nicht hinwegkommen zu können.

Gewiß, dieses rührende Gedemüt eehrte ihn, wenn er nur nicht seine Gemeinde durch allerhand Tun und Reden immer unruhiger gemacht hätte.

Daß der Bauer nicht zur Kirche kam, mußte in Kauf genommen werden; daß er aber neuerdings sein an sich seltenes Zusammentreffen mit den Dorfleuten noch dazu benutzte, um gegen Pfarrer und Kirche zu spotten, das ging so nicht weiter. Und nun zerstörte er offenbar noch seines Kindes Gemüt mit allerhand unchristlichem Geschwätz.

Heute mußte er ihm Rede und Antwort stehen, koste es, was es wolle.

Ein leichter Gang war es für Pfarrer Klemm nicht. Das Anwesen lag wie ausgestorben; nur ein wie rasend bellender Roter zerrte an seiner Kette, als er den Ankömmling bemerkte. Die Haustür war verschlossen, auch eine sonst kaum vorkommende Erscheinung in diesen Gebirgsorten.

Der Pfarrer pochte vernehmlich an die Tür, was den Hund zu immer wütenderem Toben anfeuernte. Der Versuch eines Klopfens an eine der kleinen Fensterscheiben blieb auch ohne Erfolg. Ratlos blickte sich der Pfarrer um, ob nicht irgendein Mensch in der Nähe sichtbar würde.

Schließlich schritt er um das Gehöft herum. Richtig, da stand die Tür zum Heuboden offen, von dem aus er auf einer Art Rampe unmittelbar auf die hinter dem Hause ziemlich steil ansteigende Berglehne gelangen konnte. Aber auch jetzt dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe sich ein lebendes Wesen sehen ließ. Endlich guckte ein blondes Köpchen aus dem dunklen Türeingang hervor. Erstaunte Blicke trafen den Pfarrer, und als er gerade dem Kinde etwas zurufen wollte, verschwand es blitzschnell im Bodendunkel.

Da hörte er das rhythmische, freilich wenig angenehme Quietschen einer „Radwer“ hinter sich vom Berghang her.

Als er sich umsah, erblickte er den Bauern, der eine hochgestopfte Heulast auf dem schwankenden einrädigen Gefährt, mit dem Rücken sich ob des steilen Abfalls mit aller Kraft dagegen stemmend, heimbeförderte.

Einen Augenblick blieb der Bauer stehen. Er musterte den Pfarrer mit halb zugekniffenen Augen, setzte sich dann wieder in Bewegung und wollte grußlos an dem Manne vorüber.

Schon hatte er einen Fuß auf die Rampe gesetzt, da trat der Pfarrer auf ihn zu, zog den Hut und rief: „Guten Tag, Herr Zeidler! Ein schönes Heu bringen Sie da heim.“

Zeidler verhieß erstaunt den Schritt, setzte die Karre ab und legte die Hand lässig an die Hutfrempe. „Guten Tag ok“, brummte er. „Nu ja, doas Gras is gutt geraten.“

„Gieber Herr Zeidler, könnte ich Sie in einer wichtigen Angelegenheit ein paar Minuten sprechen?“

Der Bauer blinzelte ihn an, wiegte den Kopf hin und her. „Eigentlich hab' ich keene Zeit nich, aber weil's die letzte Radwer is, die ich einfahre, da können wir ja meinswegen hernach a wing reden. Aber jeze fahr' ich erscht das Gras 'rein“, zog den Haltegurt über der Schulter zurecht, griff nach der Karre und schob sie langsam über die Rampe der Bodentür zu.

Und Robert Zeidler beeilte sich keineswegs.

Mit der ganzen Bedächtigkeit des Gebirglers lud er danach auf dem Boden die Heulast ab, gabelte sie der oben im Gesperr wartenden Schwiegermutter zu und achtete kaum auf seine Tochter, die sich unten in dem dustenden Grasfegen herumwälzte.

Nach etwa fünfzehn Minuten erschien Zeidler wieder im Dunkel des Bodeneingangs, winkte dem Pfarrer mit der Hand. „Na, da kommen Se ok nähnder; wir können glei hier über die Stiege nunter in a Hof.“

Dem Gerufenen blieb nichts anderes übrig, als den angegebenen eigenartigen Weg über Rampe, Bodengebälk und eine halbsbrecherisch steile Holzstiege hinab nach dem Wirtschaftshof und von da am Misthaufen und der Düngergrube vorbei nach dem Hause einzuschlagen, das mit dem Kuhstall ein Ganzes bildete.

„Na, und nu, was wollen Se denn, Herr Paster?“ fragte der Bauer mit knarrender Stimme, als sie endlich in der Stube neben der Küche gelandet waren.

Der Geistliche hatte sich auf einen der weißgeschuerten Holzstühle gesetzt, die Hände auf den Bergstock gestützt. Er warf einen prüfenden Blick auf Zeidler, der, die Hände in den Hosentaschen, mit zusammengekniffenen Lippen am Rachelosen lehnte und ab und zu nach einer der dort zahlreich sitzenden Fliegen haschte.

Der Geistliche hatte nun lange genug gewartet; er wollte ohne viele Umschweife auf sein Ziel losgehen.

„Herr Zeidler, Sie waren einmal früher, vor vielen Jahren, bei mir, weil Sie sich in Ihrem Innern bedrückt fühlten. Es war kurz nach dem Tode Ihrer Mutter. Erinnern Sie sich noch daran?“

„Warum sollt' ich mich denn nicht erinnern; ich bin doch kein Schwachkopf“, brummte der Bauer und haschte wieder nach einer der Fliegen.

„Habe ich Ihnen damals nicht geholfen, aus Ihrer Bedrängnis zu kommen?“

Zeidler sandte dem Geistlichen einen stechenden Blick zu; dann fuhr es ihm grob heraus: „Ne, Herr Paster, Ihr Rezept war nicht richtig. Im Anfange ging's noch; ich sollte so recht sicher gemacht werden. Acht Jahre hat sie gebraucht, um sich zu rächen.“

(Fortsetzung folgt.)